

(Nachdruck verboten.)

## 4) Das Blut.

Roman von J. J. David.

Es lag nicht an ihm, kam es anders. Gemüht hatte er sich in Wien an der Hochschule wahrhaftig genug darum, so sehr sogar, daß sich selbst das Band zeitweise gelockert, das den Sohn des armen Tagelöhners dem des Großbauern verband. Nur selten trafen sie sich in den engen und vielgewundenen Gassen um die alte Universität; dann flog ein herzlicher Gruß vom flotten, die bunte Mütze und das Band tragenden Studenten zum armen Teufel von Landsmann, und ihre Wege schieden sich wieder. Die des Einen führten in die vornehmsten Gasthäuser der Stadt, die Hochschüler überhaupt besuchen; der Andere stillte seinen Hunger, wo und wie er konnte. So liefen denn ihre Bahnen erst spät wieder in einem Punkte zusammen. Zuerst erschien Franz Rüttemann, ein gänzlich Verbummelter, der sein elterliches Erbe verthan, in der Heimath, beim Bruder, der als der Ältere, das Gut übernommen. Ein Kurzes später bewarb sich Alois Glogar, in allen Plänen und Hoffnungen gescheitert, um die Stellung des Schullehrers im Orte. Und Niemand konnte ihm nachsagen, daß er es etwa mit den Pflichten seines Berufes leicht genommen hätte; mochten seine Befähigung wie sein Wissen höheren Aufgaben auch nicht gewachsen gewesen sein, sie genügten hier, und er hat sein Amt musterhaft versehen.

Während nun der Eine mühsam und in so harter Plage sein Brot gewann, daß sich ihm langsam wieder selbst die Theilnahme jener zuwendete, die ihm grollten, daß er nur das Licht, nicht auch der Stolz von Unter-Heinzenwald geworden, lebte der Andere ein behagliches Leben. Jeder ersten Arbeit war er durch Jahre entwöhnt; ihn dazu anzufallen aber war sein Bruder Johann der Mann zu allerlegt. Immer hatte er den begabteren Bruder, den Liebling der Eltern, bewundern müssen; er war der Schwachkopf neben ihm; was der that und verthat — und es war mehr als der Hof vertrag — das war wohl angewendet und mußte einmal reichlich zinsen. Verstand er das Thun des Jüngeren nicht, dann lag die Schuld nur an ihm. Das war ihm oft genug vorgepredigt worden; er glaubte selber endlich daran. Und als ihm der Franz erst heimgekehrt, die kühnen Neuerungen entwidelte, die er vorhatte, da staunte er ihn an — wahrhaftig, gläubig bewundernder können die Zeugen seiner Thaten den Heiland nicht angestaunt haben.

Vor dem Rüttemann-Hofe stehen Sonnenblumen. Hoch ins Kraut geschossen, nieder sie zu ihrer Zeit mit mächtigen, gelben Blumen, dann wieder mit schwarzen Fruchtständen. Sie waren das letzte Zeugniß der ungeheuren Reformpläne des Franz, der sie der Delgewinnung halber, weil der gewöhnliche Fruchtbau ja doch nicht mehr lohnt, im Großen hatte anbauen wollen. Aber die theuern kurzhörigen Kinder, die er erstanden, um einen neuen Schlag für den vortrefflichen zu züchten, den der Gau seit altersher zieht, waren längst wieder um Theile dessen verkauft, was sie gekostet. Einzig die Hopfenstangen in einem öden Felde sprachen noch von einem andern Versuche; aber auf dem Hofe stand eine zweite Sappost und mahnte an jedem Zinstage an die Unternehmungen des Genies. Ihnen zu steuern hatte der Ältere allerdings manchmal versucht; aber das Herz fehlte ihm, mit Nachdruck dagegen aufzutreten. Er scheute jedes Aufsehen; der Andere aber nicht, und hatte vor allem die Weiber und damit die öffentliche Meinung für sich. Schritt er mit seiner Duldermiene durch das Dorf — und er war ein hübscher Bursche, groß und schlank, mit grauen Schelmenaugen — und beklagte sein Los, das ihn zwingt, seinem Bruder zu dienen: „Wissen Sie, Nachbarin, ich mag nichts Uebles gegen ihn sagen — aber da,“ und er wies auf die Stirne, dann schlugen sie allesammt die Hände über den Kopf zusammen und beschworen das Angedenken der seligen Rüttemännin. Die Volkstimme war nun einmal gegen ihn; ihr zu trotzen, sie für sich zu gewinnen, das verstand aber der Johann nicht, dem doch manchmal wiederum Zweifel an der Stichhaltigkeit seiner Bedenken kamen.

Er hatte Anfangs gehofft, sein Bruder werde sich um

irgend eine Stellung umthun. Nichts dergleichen geschah. Er dachte daran, ihn zu verheirathen, und hielt selber Umschau für ihn; auch dazu hatte der Franz gar keine Lust. So wurde der Bauer denn von Tag zu Tag trübseliger, immer wortlanger und dann wieder ausschweifend geschwätzig. Aber auf die Frage nach seinem Ergehen kam sein gewohntes: „Man redt nicht gern“ immer kläglich. Eine liederliche Wirthschaft dreister Mägde, die nur auf ihr Gesicht hin aufgenommen wurden, riß auf dem Anwesen ein; er wußte sich nicht davor zu helfen. Eine tüchtige Frau aber, die dem Ganzen das geziemliche Ende mit Schreden bereitet hätte, führte er befremdlicherweise nicht heim. Der und jener meinte, aus Furcht vor den unwiderstehlichen Verführungskünften seines Bruders; denn Franz war der Frauenbezwinger, nicht allein von Unter-Heinzenwald, sondern weithin über die Gemarkung der Ortschaft.

Gerade das aber war es, was den Lehrer noch mit dem Genossen ferner Tage verband. Eigentlich mochten sie einander nämlich gar nicht, vielleicht weil jeder den Andern durchschaute, weil Glogar überdies den Franz beneidete. Der aber hielt den Schulmeister für einen Pharisäer; er hatte nicht gar Unrecht damit, soferne der sich nicht wenig auf seine Augenbhaftigkeit zu gute that, die freilich nie auf die Probe gestellt worden war. Diesem aber war sein Geselle einfach ein Lump; aber er bewunderte ihn darum nicht um ein Haar minder, verachtete ihn insgeheim, weil er so ganz verbauert war und sich sogar etwas zu gute that darauf und schon um sein: „Ist nicht mein Geld,“ mit dem er sich über jeden Unfall hinwegzutrosteln wußte, der den Hof — und meist durch sein Verschulden — betraf, und bestaunte doch wieder jene Gewissenlosigkeit, die das Loos des eigenen Bruders so leicht nahm und die des Franz Erfolge auf dem weiten Felde der Liebe erklärte. Davon hörte Glogar nämlich am liebsten, der gar nichts Gleiches erlebt oder doch zu berichten hatte; davon sprach der jüngere Rüttemann überaus gern, weil er wußte, wie wunderbar peinvoll gemischte Empfindungen das in seinem Zuhörer erweckte. Er war kein verschwiegener Liebhaber, das konnte ihm niemand nachsagen. Er nannte die Namen seiner Schönen ganz ruhig, machte kein Hehl daraus, wie er mit der zu handeln begonnen, wie er die schon am Schnürchen habe, noch daraus, wie er seine Siege zu erringen wisse. Er hatte Zeit, seine Anschläge zu verfolgen; er war dreist, war immer noch, trotz der Spuren, die wußte und durchzechte Nächte zurückgelassen, ein hübscher, rauer und kräftiger Junge, der vor allem seine wunderliche Zwitterstellung vortrefflich zu nützen wußte. Denn bei den Bäuerinnen und ihren Töchtern war er der Ebenbürtige, den nur ein trauriges Schicksal und der Zwang einer ungerechten Erbordnung in eine mißliche Lage gebracht; bei den Mägden aber ihresgleichen, ein armer Teufel, der trotz ihnen von seiner Hände Arbeit leben mußte, allenthalben der Gebildete hart vom Unglück Verfolgte, der aber immer noch über ihnen Allen stand, „ein bischen verwunschener Prinz, weißt“, der sich zu ihnen herabließ, um sie zu sich zu erheben, der sich von ihnen im Leid trösten lassen wollte. „Das thut's, probir's!“ schloß er häufig. Und wenn dann Herr Glogar mißbilligend dreinsah, dann dacht' er für sich: „Dummer Teufel, kannst es ja nicht,“ und fühlte sich in seiner Klugheit. Glogar aber ward fast traurig dabei; nicht nur dann, wenn der Johann hereinkam, während sie so beisammen waren, auf der Ofenbank saß und den Bruder mit seinen großen, nicht gar klugen Augen ansah und verwundert mit dem mächtigen Kopfe nickte, bis er sich über ein Kurzes mit schwerfälligen Beinen wieder erhob und sein: „Ja, der Franz,“ vor sich hinsprach, dessen Bedeutung niemanden, ihm selber vielleicht am wenigsten jemals klar wurde.“ Den bemitleidete der Lehrer, sich selber aber auch. Eine süße Empfindung; denn zu tiefst war er fest überzeugt, auch er könne Aehnliches erleben, und er wolle nur nicht. Ober hatte ihm nicht Die und Jene in Wien Zeichen gegeben, wie sie ihn gar nicht ungern sehe? Aber er wollte nicht; damals nicht aus Mangel an Ebie und Erfahrung, nunmehr aber aus Grundsatz und wurzelwüchsigem Ueberzeugungen. Herr Glogar war Philosoph; nicht in dem Sinne allein, wie es ein Dorfschullehrer überhaupt sein muß, der einmal sich stolzere Flügel gefeßt hat und nicht verzagen will. Der sah aber, auf dem seine Welt- und Lebensweisheit ruhte, der ihn

manchmal selbst ein lächelndes Behagen abzwang, hieß: Es giebt eine ausgleichende Gerechtigkeit, nicht erst im Jenseits, schon hienieden.

Was immer ihm zustieß, er trug's leicht in diesem Glauben. Unter diesem Gesichtspunkte gewann sein Leben Ziel und Bedeutung. Ihm war viel abgebrochen worden in jedem Betracht, damit ihm viel erstattet werden könne. So freute er sich denn selbst mit mancher Entbehrung, die er sonst unwillig ertragen hätte. Geruhig schrieb er sie bei seinem Gott auf's Kerbholz, von dessen lebendigem Walten er fest überzeugt, der ihn reich und stark genug war, um zu zahlen. Warum hatte er ihn sonst nicht verkommen und ganz zu Grunde gehen lassen? Und daß er wußte, welcher Beschaffenheit dieses Entgelt sein müsse, das war ihm ein deutliches Zeichen dafür, es sei ihm noch aufgespart. Oder war er nicht ein hübscher Mensch? Er war groß, von ansehnlicher, blondbärtiger Erscheinung und bestem Rufe. Warum sollte ihn nicht eines der reichen Bauernmädchen, die er in der Schule hatte, warum nicht vielleicht selbst eine Erbtöchter ins Herz schließen und aus dem Banne der kleinlichen Armuth erlösen, die ihn so sehr bedrückte?

(Fortsetzung folgt.)

### Sonntagsplauderei.

Nicht immer waren unsere Künstler so tapfer, wie gerade jetzt in München, wo sie eine Kundgebung gegen den armen Dr. Lieber und seine parlamentarischen Helfer planen. Das muß man sagen. Woher denn plötzlich die laute Lust, wider die parlamentarische Kunst-auffassung zu demonstrieren?

Es sind schon andere Kunsturtheile ergangen; sie kamen von staatlich autorisirten Stellen und konnten unmittelbaren Einfluß auf die Kunstpflege üben. Sie waren von Voraussetzungen ausgegangen, über die man nach dem heutigen Stand kulturgeschichtlicher Erkenntnis nicht mehr debattirt. Sie verlangten Wägbedienste von der Kunst; und die Künstlerschaft hörte derlei gelassen an und lächelte vielleicht insgeheim. Oessentlich darf man es ja mit Leuten in Amt und Würde nicht verderben.

Ist denn alle Welt so reizbar geworden? Und muß man dem pathetisch selbstgerechten Dr. Lieber mit gleichen Mitteln begegnen? Man denke nur im Allgemeinen an den Entrüstungsseifer im Parlament und man wird gerade über das Vorwalten der verfeinerten geistigen Elemente nicht sich beklagen dürfen. Wie sittenkrumm und ehrpüßelig wird da über Religion, Familie und Ehe gesprochen, und manche Rede kann man vernehmen, die einer Kapuzinade zum Verwechseln ähnlich ist. Da trifft Jemand über den salbungsvollen Pastorenton, der in „seiner Sünden Mäienblüthe“ gleichfalls mit leederer Freiheit buhlte. Als Parlamentssprecher fühlt solcher Mann den Beruf in sich, zu verleugnen, was er von reiferer Geisteskultur erobert hat, und ein Volktrou zu werden, wenn er zum Fenster hinaus ans Volk sich wendet.

Wo solche Mittel für Leute gelten, die sich andererseits im Führgelänge sonnen, da sollte man nicht so naiv jedes Wort gewichtig nehmen. Lieber hat sich seinen Schönbart gestrichen und in selbstgefälliger Laune ein bißchen gezelet. Ist damit irgendwas wider eine neue Kunstentwidelung gesündigt worden? Die „Zügenden Blätter“ haben gewiß ein großes Publikum von Behaglichen, an das sie sich wenden; wie oft haben sie sich in ihrer poststellischen Weise über die Modernen lustig gemacht. Sie mußten ja ihren vielen braven Leuten einen willkommenen Spaß machen. Darum ist Niemand gehemmt worden, der im neuen Kunstschaffen nicht bloß ein Wirtläufer und Manteldreher, sondern eine selbständige Persönlichkeit war.

Als der Schreiber dieser Zeilen zu Wödlin's siebzigstem Geburtstag in Meyer's Konversationslexikon nachschlug, um über einige äußere Lebensumstände des Malers sich zu informiren, da stieß er plötzlich auf den verblüffenden Satz: Mit der „Farbengebung“ Wödlin's händte es nur „so, so!“ Es war ein älterer Jahrgang Meyer's, in dem das zu lesen war. In einer neueren Ausgabe Meyer's war vom „prächtigen Farbenzauberer“ Wödlin die Rede. So kann Jemand in zehn Jahren zu einem Zauberer avanciren und das in einem Konversationslexikon, einem Werk, das im Allgemeinen von Fachleuten und mit kritischer Vorsicht bearbeitet wird.

Daran sei hier wieder erinnert. Will man nunmehr eine parlamentarische Aeußerung so gar empfindsam auffassen?

Ein Einzelner und ein einzelnes Kunstwerk ist im Reichstag besprochen worden. Franz Stud allein mag empfindlich sein. Ueber die kunstkritischen Aeußerungen Lieber's wird er sich leicht hinwegsetzen. Er wird mit Friedrich Meuter denken: Wert mag, de mag't! Etwas Anderes ist es, wenn sein künstlerischer Ernst angegriffen wird und wenn Dr. Lieber wie ein Neumal-Schlauer anscriet: „Hohnepiepeln lassen wir uns nicht!“ Niemand trat gegen diesen Vorwurf, der einen angesehenen Künstler trifft, einen Mann also, der mit jeder neuen Arbeit seinen erst errungenen Namen zu behaupten hat, energisch auf. Von parlamentarischen Debatten wird man, wie die Sachen liegen, keine künstlerischen oder großgeistigen Anregungen erwarten. Sie sind Interessentkämpfen und Nützlichkeitsbedürfnissen dienlich.

Das ließe sich freilich vermeiden, daß man so leicht hin über das Wollen eines Künstlers von Rang aburtheile. Wo die Leutnantswürde so heilig ist, daß die ganze Rechte in unruhewollen Lärm ausbricht, wenn sie angetastet wird, sollte man auch mit der Künstlerwürde etwas vorsichtiger umgehen. Man braucht nicht gleich dasselbe Maß von Schonung für die Künstler zu beanpruchen. Das wäre vielleicht eine Ueberhebung. Aber zur Ehre des deutschen Namens trägt auch eine angesehene Künstlerschaft etwas bei. Im Augenblick läßt sich das im fernem Spanien beobachten. Ein braver deutscher Kapellmeister mit Namen Zumpfe wird in Madrid fast enthusiastisch gefeiert; er hat dort das Verdienst für Richard Wagner's Kunstweise erschlossen. Man kann das am Ende gleichfalls die Arbeit eines Pioniers nennen. Wer weiß, ob in Madrid nur ein paar Menschen den ganzen überquellenden Eiteneifer, wie er in unserem Parlament sich offenbart, verfolgen; und um einen simplen deutschen Musikanten drängt man sich in Madrid. So sind die Werthe alle relativ.

Es ist klar, daß Franz Stud nicht aus frivoler Absicht dem Reichstag eine „Schmiererei“ hatte anhängen wollen. Wer über seine Malerei „Jagd nach dem Glüd“ derart abspriicht, der hat eben weder die künstlerische Individualität Stud's, noch die neugewonnene Lust an dekorativer Wirkung in Deutschland mit aufmerksamem Sinn kennen gelernt. Franz Stud gehört zu jenen eigenthümlichen Erscheinungen unserer Tage, die direkt aus bäuerlicher Umgebung in eine grundverschiedene, nervös erregte, meinetwegen sogar hyper-rassirte Gesellschaft gerathen. Als Kind auf einem bayerischen Dorfe emporgewachsen, hat er sich heute in München ein Haus nach rein persönlichem Kunstgeschmack erbauen lassen. Er möchte sich sein ganzes Leben zum Kunstwerk umgestalten, wie jemand, der ein luxus- und kulturverwöhnter Nachkomme ist, nicht wie jemand, der unmittelbar erst seine bäuerliche Vergangenheit verlassen hat. In seiner Physiognomie selbst ist ein Stüd dieser Lebensgeschichte zu lesen; mit dem verben, festen Grundcharakter des Kopfes vermengten sich die anerwobenen sensiblenervösen Züge.

Dieser Mann hat mit heftigem Temperament phantastisch-dekorative Motive erjungen. In erster Linie ist er auf dekorativ-malerische Wirkung bedacht. Dabei bevorzugt er das Düstere und das Bedende. Er laßt sich leicht verzaubern, übergeistreich werden und ins Bizarre gerathen. Es kann ihm ebenso durch sein heißblütiges künstlerisches Temperament ein köhner Treffer gelingen, wie sein großes Bild vom Krieg, das in seiner Art ein Zeitdokument ist. Hier reicht das Dekorativ-Malerische an monumentale Wirkung. Vor mehreren Jahren sah ich in München das Gemälde, als es an die Oessentlichkeit kam. Sein Eindruck ist mir treu geblieben. Die Gestalt des Krieges kommt groß einher, unbewegt und unbeweglich, nicht leidenschaftlich erhit, sondern mittheilslos, in kalter Kürzbarkeit, wie eine Verkörperung neuzeitigen Kriegswesens. Das Bild ist in der Neuen Pinakothek zu sehen.

Man kann nun über die Malerei, die für den Reichstag bestimmt ist, verschiedener Meinung sein. Die Arbeit Stud's kann man jedoch nur im Verhältnis zur Entwidelung des dekorativen Stils betrachten. Will man eine gemalte Anekdote, in der der Vorgang aber ja hübsch platt deutlich sich ausdrückt, oder will man eine allegorische Darstellung parlamentarischen Getriebes, sei es im pathetischen, sei es im humoristischen Sinn — der Maler könnte ja einen niedlichen Stuhhandel versinnbildlichen — so wird man freilich mit dem Wilde Stud's nichts anfangen können. Aber nur wenn man nicht mit unbefangenen Auge sieht, sondern auf ein Zinedmächtigkeitsprinzip schwört, kann man zu einem Urtheil kommen, wie es Herr Dr. Lieber gefallt hat. Er will sich eben sein Theil denken und seine besondere parlamentarische Erbaulichkeit haben. Er will den dekorativ-malerischen Entwurf nicht auf sich wirken lassen. Das freie phantastische Spiel ist ihm zuwider. Ja, er kann sich seine malerische Wirkung nicht einmal vorstellen.

Vielleicht verlangt man auch Unmögliches vom Maler, wie man auch fast Unmögliches vom Baumeister des Reichstages erwartet hatte. Im höchsten Wortsinn ist die Gegenwart nicht schöpferisch. Wir stehen nicht auf gefestigtem Wirtschaft's- und Kulturboden; und von der Kunst verlangen wir einen neu-vollendeten Stil? Manche meinen, es sei dem Baumeister Ballot der ungeheure Wurf gelungen; er habe einen neuen Profanstil, wie ein Zauberer geschaffen. Aber das ist gar zu wohlwollende Anhängerlichkeit. Gemeinheitsliches darf man nicht erwarten; gewiß nicht von einem Einzelnen, ohne Vorkäufer. Die neue Kunstform für das neue Parlamentswesen ist nirgends noch entstanden; also hat auch die innere Ausschmückung der Parlamentsgebäude nichts Originales. Frostige Allegorien der Verebtheit oder ähnliches können von guten Menschen gewiß auf Bestellung gemalt werden. Ob damit mehr gewonnen wäre, als mit einem frei-phantastischen Entwurf, der auf dekorative Wirkung abzielt? —

Alpha.

### Kleines Feuilleton.

—o— **Alte Bekanntheit.** (Nachdruck verboten.) In das lärmende Getriebe des Alltags lang das dumpfe Getöse der Kirchenglocken. Alle, die den Glodenrufen folgten, mußten sich durch das Alltagsgewirre drängen und beim Straßenüberschreiten warten, bis die Geschäftswagen vorüber waren. Sie zogen meist familienweise

zur Kirche. Eben trat aus einem Hause eine solche Familie. Vorn ging der Vater; mit seinem Sohn. Der Junge trat in frischen, neuen Hosen und neuem Mod. Vorn auf der Brust hatte er ein kleines, weißgrünes Sträußchen. In den Händen, die in schwarze Handschuhe gezwängt waren, trug er ein neues, glänzendes Gesangsbuch. Der Vater hatte sich ebenso würdevoll und feierlich gekleidet. Trotz des kalten, feuchten Märzwetters ging er ohne Mantel. Sein langer, schwarzer Gehrock war von oben bis unten durchspritzt und stand vorzüglich zu dem Ernst des Gesichts. Auch der Zylinderhut war frisch gebügelt. An seinem ziemlich erhabenen Bäuchlein war zu sehen, daß er ein kleiner Geschäftsmann war, dessen Frau ihm redlich zur Seite stand. Das war ihr, die mit zwei Töchtern folgte, auch anzusehen.

Verschiedene Geschäftsleute, die vor ihrer Thür standen, erkannten den Familienvater. Sie grüßten und sahen ihm mit neidischem Lächeln nach. Wie er so stolz und selbstbewußt an der Spitze seiner Familie dahingog! Ja, der Klempnermeister Mosow war ein tüchtiger Mann. Er konnte sich sehen lassen mit seinen Angehörigen! Das war ja auch der Zweck des Marsches zur Kirche. Er hätte zwar auch ebenso gut eine Equipage nehmen können. Aber seine Bekannten sollten doch mal sehen, wie er seiner Familie vorstehen konnte und daß er allen Angehörigen das zutommen ließ, was ihnen gebührte.

Solche Gedanken bewegten ihn; da stieß ihn sein Junge an, indem er seinen kleinen runden Hut zog. Klempnermeister Mosow folgte der Richtung des Grußes. Er hatte den Insassen einer Equipage gegolten, die sich zwischen Straßenbahnen und Lastwagen durchzwängte. Die Insassen der Equipage stellten auch eine zur Kirche eilende Familie dar: Vater und Sohn auf dem Vorderstuh, Mutter und Tochter auf dem Rücksitz. Dem Klempnermeister war, als kenne er den Mann in der Equipage. Doch verschwand der Wagen gleich hinter Straßenbahnen. So fragte er denn seinen Jungen: „Wer war denn das?“

„Mein Freund Gustav.“  
 „Ach, ich meine, wie der Vater heißt!“ sagte Herr Mosow ungeduldig.

„Kirchner, Maurermeister Kirchner!“  
 „Und der Junge wird mit Dir zusammen eingeseget?“

„Ja.“  
 „Na, warum hast Du das denn nicht schon früher gesagt?“ fragte Herr Mosow ganz entrüstet.

„Ja... ich wußte doch nicht, daß Du Herrn Kirchner kennst.“ Herr Mosow hatte sich schon rückwärts nach seiner Frau gewendet: „Denk Dir, Auguste, der Kirchner! Hast Du ihn gesehen? In der Equipage! Mit seiner ganzen Familie! Unserem läuft zu Fuß, und so'n Schurke leistet sich 'ne Equipage! Das ist doch wirklich doll! Das geht doch über die Hutshämur!“

Die Frau und die Töchter waren ebenso entrüstet und voller Wuth. Sie beriethen einen Augenblick miteinander. Die Frau sagte auf alle seine Vorschläge: „Ja, ja; das wäre ja ganz gut. Aber besser wäre doch, Du gingest gleich! Er hat doch sicher 'ne goldene Uhr und 'ne Kette bei sich. Und baares Geld schließlich auch. Nachgesehen, ist halb gewonnen.“

„Siehst Du, das habe ich mir auch gesagt!“ Und er eilte schnell davon, während seine Angehörigen allein den Weg zur Kirche fortsetzten.

Die Einsegnung war fast beendet. Die Konfirmanden gingen eben zur Dreien vor nach dem Altar, um dort den Segen des Pastors zu empfangen. Da ging die große Eingangsthür. Vorsichtig war sie geöffnet worden, knarrte aber doch. Die Gemeinde sah sich unwillig nach den Ständen um. Herr Mosow war mit einem Herrn, der auch festlich gekleidet war, näher getreten. Als die Gemeinde bemerkte, daß die beiden ergeben und fromm ihre Köpfe senkten, wendete sie sich befriedigt wieder dem Vorgang am Altar zu. Auch die beiden Zuspätkommenden schienen nur Augen für den Gottesdienst zu haben. Der Küster, der sie immer noch anstarrte, verlor seinen verärgerten Ausdruck über ihre Aufmerksamkeit.

Und als nun das Schlußgebet gesprochen wurde und der letzte Vers im Kirchengewölbe widerhallte, da war es, wie wenn sich ein Leuchten über die beiden Männer ergoß. Ihre glühenden Gesichter stachen ab von den durchfrorenen der andern. Erschüttert von der Macht des Wortes, vom Gesang und dem Orgelspiel beugten sie sich vor.

„Da ist er, da ist er!“ meinte Herr Mosow flüsternd zu dem Andern. Der nickte. Als die Gemeinde hinausdrängte, da zwangte er sich durch zu dem Maurermeister: „n Tag, Herr Kirchner!“ Der wurde blaß und that, als kenne er ihn nicht.

Da sagte der Herr — sie waren noch auf den Stufen der Kirche: „Ach, Sie erkennen mich wohl nicht? ... Wir sind doch alle Bekannte! Ich bin der Gerichtsvollzieher Brandt!“ —

— Das Gehirn von Helmholtz, dem großen Naturforscher und Gelehrten, hat, wie die „W. Med. Bl.“ schreiben, Dr. Hansemann, Professor der pathologischen Anatomie an der Berliner Universität, untersucht. Die Ergebnisse dieser Untersuchung sind sehr merkwürdig. Zunächst konstatierte Hansemann, daß das Gehirn des Helmholtz'schen Gehirns 1440 Gramm betrug. Zum Vergleich mag dienen, daß sich bei Cuvier 1600, bei Gauß 1492, bei Franz Schubert 1420 Gramm Hirngewicht fanden, und daß man als Durchschnittsgewicht 1358 Gramm annimmt. Also in Beziehung auf das Gewicht war das Gehirn Helmholtz' nichts sehr Auffälliges. Dagegen zeigte sich die Gliederung des Organs als eine geradezu

verblüffend reiche und mannigfaltige. Die Zahl der Windungen des Stirnhirnes zum Beispiel war so groß, daß man die sonst leicht auffindbaren kleinen Nebenwindungen kaum mehr unterscheiden konnte. Das sonderbarste Ergebnis der Untersuchung war aber, daß noch deutliche Reste eines allerdings längst vergangenen Entzündungsprozesses nachweisbar waren. Indem Professor Hansemann dies mittheilte, erwähnte er, daß Helmholtz öfter zu ihm geäußert, er (Helmholtz) habe in seiner Jugend einen Wasserkopf leichter Art gehabt. Dieser Krankheitsprozeß führte natürlich zu einem andauernd etwas vermehrten Hirndruck, woraus sich die tiefen Einbrüche auf der Innenseite des Schädels erklären und auch die auffallende Thatsache, daß Helmholtz inmitten völliger Gesundheit nicht selten an leichten Ohnmachtsanfällen litt, die ihn in den Ruf eines Epileptikers gebracht hatten, zumal er sie selbst als epileptiforme bezeichnete. Auf die einst vorhandene Hirnwassersucht, welche, wie nicht erst gesagt werden muß, vollkommen ausheilte, wies auch die ungewöhnliche Ausdehnung der Gehirnhohlräume hin und nicht zum wenigsten der im Verhältnisse zur nicht großen Statur ungewöhnlich große Kopfsumfang. Uebrigens wurde auch bei Cuvier und Rubinstein ein ausgeheilter Wasserkopf gefunden. —

**Theater.**

Im Berliner Theater jagen sich die Robitäten, und sie gleichen sich. Am Freitag gab es wiederum eine Wiener Komödie: „Die neue Richtung“ von Marcus Brociner und Alexander Engel. Wiederum eine dünne Harmlosigkeit, auf die einzugehen überflüssig erscheint. Wer rettet uns vor dieser Fluth von Stücken, die im Ernst wie im Scharz kaum groß genug gewachsen sind, um sonst ein Zeitungsfeuilleton zu füllen? Eine magere Humoreske mit einem altbekannten Einfall wird auf drei Akte ausgerekt. Ein Philister soll sich einmal austoben; ein Schruppdichter, dessen Arbeiten keinen rechten Abjag mehr finden, soll sich der neuen Richtung anbequemen, seine Wondschneise mehr machen, sondern kopfüber sich ins Leben stürzen, wo es am wildesten ist. Aber aus einem zahmen Karpsen wird niemals ein wilder Hecht; und so verdrückt den Wondons-Poeten sein erstes unregelmäßiges Abenteuer mit einer malenden Dilettantin, die im Grunde auch ein ehrsameres Philisterweibchen ist, und teilig lehrt der Dichter zu seiner jugendhaften Hansfrau und damit auch zu seinen Jugenderzählungen für Haus und Familie zurück.

Den ließ man das laue Lustspiel an sich vorübergehen; die parodistische Scherze, die auf Kosten eines bekannten Berliner Theaterdirektors gemacht wurden, machten wohl einigen Leuten mancherlei Spaß. Aber wie viele außerhalb der Premièrenbesucher sind es denn, die das Original dieses Direktors, seinen Schmirrebart, wie sein gespanntes Verhältniß zu den leidigen Fremdwörtern kennen?

In Ton und Haltung hatte Herr Hansen die Eigenheiten des Direktors gut abgesehen. Sonst gab den schüchternen Zuders-Poeten der schüchternen Liebhaber, die Badtschrolle der theatralische Badtsch —

**Musik.**

Aus der Woche. Es sind bereits Andeutungen gefallen, daß die Wagner-Vereine ihre Aufgabe erfüllt und sich überlebt hätten. Das Konzert der Wagner-Vereine Berlin und Berlin-Potsdam vom letzten Montag ließ nichts davon merken und erinnerte uns daran, daß in wenigen Monaten wieder die Festspiele in Bayreuth beginnen. Solche Wagner-Konzerte leiden von vornherein unter dem gleichen widerspruchsvollen Uebel, das Wagner selbst erdulden mußte, als er irdischer Noth halber Konzerte gab. Ihre Hauptstüde sind ja doch nur Theile aus Wagner'schen Dramen, also eine Geschnittswidrigkeit und speziell eine Sünde wider den Wagner'schen Geist. Immerhin ist die Sünde hier geringer, als wenn in anderen Konzerten konzertwidrige Stüde aufgeführt werden: hier fügen sie sich doch noch eher als dort zu einer amäbhernden Einseitigkeit zusammen und erscheinen trotz allem als Bestandtheile einer großen, wenigstens historisch geschlossenen Bewegung. Ein Zielpunkt dieser Bewegung ist nun auch Berlin. Daß er nicht bloß Programm-Musiker, sondern auch Dramatiker war, sollte uns durch eine Hauptnummer jenes Konzertes in Erinnerung gebracht werden. Es war dies ein Stück aus den „Trojanern“; Bemerkungen über die Schicksale dieses Werkes (nicht in Berlin) enthält das wieder sehr gut verfaßte Programm-buch des Konzertes. Soweit sich urtheilen ließ, haben wir es nicht nur mit einer sehr ausdrucksvollen und reich instrumentierten, sondern auch mit einer an Stellen der Steigerung sehr wohlklingenden Musik zu thun. Unter den übrigen Nummern des Konzertes war wohl die zweite Hälfte des 1. Actes von Wagner's „Parsifal“ das Wichtigste. Hier hatten sich mit dem verstärkten philharmonischen Orchester der Lehrerinnen-Gesangverein und der Berliner Lehrer-Gesangverein verbunden. Die Chorguppen sind im Drama selbst auf drei Höhen — musikalisch und räumlich — vertheilt; das wiederzugeben ist im Konzert schon von vornherein kaum möglich, und diesmal scheinen die Proben nicht ausreichend gewesen zu sein, so daß manches recht sehr schwankte. Das soll das Verdienst des Dirigenten, des Wagner-Veteranen Josef Sacher, nicht schmälern; als Amfortas bewährte Herr Scheidemann I seine wohlbekannte Meisterschaft, und in zwei anderen Rollen gab sich Herr Emil Severin viele und erfolgreiche Mühe, seine Besangenschaft und seinen anstehenden Mangel an Routine zu über-

winden. Frau Rosa Sacher sang die Cassandra in den „Trojanern“ und dann noch den Schluß von „Tristan und Isolde“; der Blumenhagel, der sie begrüßte, wollte vermutlich gegen den stillen Abzug einer noch so wirkungskräftigen Künstlerin von unserer Oper demonstrieren.

Wenn schon ein so außerordentlich wertvoller Abend wie dieser an die gegenwärtige Schwierigkeit einer idealen Konzertvorführung mahnte, so hat es noch weit mehr die 5. Aufführung unserer Singakademie am 3. d. M. Direktor Blumner — diesmal durch H. Kawerau vertreten — hatte schon vor 11 Jahren einen Bach'schen „Kantatenzyklus“ aufführen lassen, und dieses Konzert brachte ihn zum 4. Mal. Der gutgemeinte, aber äußerst gefährliche Lieblingsgedanke der meisten Konzertgeber, das Publikum mit Vielem bekannt zu machen, verleitete hier zu einer Zusammenstellung aus mehreren Kantaten von Bach. Nein! 2 1/2 Stunden diese nicht genug einheitliche, aber um so einförmigere Lyrik hören müssen, für deren musikalische Feinheiten wohl vielen Hörern ein eingehenderer Kommentar als die immerhin dankenswerthe Einleitung zu dem Programmbüchlein willkommen wäre; sich zurücksetzen in die Musik einer subjektiven Zuerlichkeit, die gläubig und zufrieden sich der Welt freut und endlos bei den nämlichen Ergüssen verweilt; dann statt der relativ bündigen und kurzen Werke Bach's eine moderne Kompilation hören; und schließlich auch nicht durch eine außerordentliche Präzision und Frische der Aufführung entschädigt werden: das alles läßt doch wünschen, daß die Singakademie künftig nur mehr Echteres bringe. Als Ersatz für ein Aufzählen und Beurtheilen der vier Solisten sei bemerkt, daß Fr. Helene Oberbed, ein dünner, hoher, echt lyrischer Sopran von ziemlich guter Durchbildung, jedoch etwas mangelhafter Aussprache, an dem vielen Guten, das auch dieser Abend bot, ihren redlichen Antheil hatte. Aber: um so größer kann unsere Freude sein, wann nächstens, am 31. März, die Mathäus-Passion von Bach wiederkommt — fast genau 70 Jahre nach ihrer Wiedererweckung durch Mendelssohn (11. März 1829) und ebenso 170 Jahre nach ihrer Erstausführung (Charfreitag 1729).

Keine eines Fortschrittes in unserem Musikleben finden wir heute am ehesten dann, wenn wir zu den „Kleinere“ gehen. Das Streichquartett der Herren Gerny u. s. w. kann sich nicht mit dem „Böhmischen“ messen. Trotzdem versäumten wir den dritten Abend dieses Quartetts — auf dessen Abschied am 8. d. M. noch besonders aufmerksam gemacht sei — nicht ungerne jenem Quartett zu Liebe. Allerdings nicht wegen einer älteren Kovität von W. Berger, eines gefälligen aber recht leeren Klavierquartetts; auch nicht wegen der sympathischen Sängerin Martha Sandal, deren gute Stimme noch gleichmäßiger und fester ausgebildet werden sollte; sondern wegen des „auf mehrfachen Wunsch wiederholten“ Quintetts von Fr. Pönitz, das wir seinerzeit nicht hatten hören können. Richard Wagner und Andere haben gegenüber der Klavier-Kammer- und Klavier-Orchestermusik gellacht, daß sich der klappernde Klavierklang mit dem anderer, besonders der Streichinstrumente, nie recht verbinde. Aber der des Harmoniums?! Wenigt man es ja doch zum Ersatz der Bläser, wenn im Privatkreis eine Symphonie aufgeführt werden soll, für die sonst nur Streicher zur Verfügung stehen. Daran erinnerte mich jenes Quintett für Harmonium und Streicher. Die Klangverbindung ist jedenfalls inniger als mit Klavier, und der unvermeidliche Verzicht auf Koloraturwerk mag ebenfalls zu einem Stillfortschritt mitbeseit. Die Komposition von Pönitz, der trotz dieses op. 56 ziemlich unbekannt sein dürfte, zeugt von einem ersten Willen, das aber den Eindruck macht, nicht recht herauszukommen.

Gura und Schwarz geben im März noch zwei populäre Abende. Voraussichtlich werden diese nicht minder prächtig werden, als es wohl der vom 3. d. M. war, den wir allerdings lieber als jenes Bach-Konzert mitgemacht hätten. Loewe's „Mummelsee“ und mehrere von Richard Strauß soll von dem wieder sehr gut disponirten Sangeskünstler ganz besonders schön vorgetragen worden sein. — sz.

**Kunst.**

—h. Im zweiten Corneliussaale der Nationalgalerie sind jetzt die letzten Neuerwerbungen ausgestellt. Auch diese sind wieder als wertvolle Bereicherungen des Bestandes unserer modernen Gallerie zu bezeichnen. Die Nationalgalerie ist wirklich auf dem besten Wege, eine Sammlung zu erhalten, die ein allseitiges und umfassendes Bild der modernen Kunstbewegung darbietet. In Deutschland ist ihr schon jetzt, auch in der Art der Anordnung und Ausstattung, keine Gemäldesammlung auch nur annähernd zu vergleichen. Waren es in den ersten Jahren, wie es vor allem nothwendig war, die Franzosen, oder überhaupt die Ausländer, von deren Kunst Beispiele neu aufgenommen wurden, so sind diesmal vorwiegend von deutschen Malern Gemälde erworben worden. Unsere herrliche Böcklin-Sammlung ist um das berühmte Selbstporträt des Künstlers aus dem Jahre 1872 vermehrt; Böcklin, sich in der Arbeit unterbrechend, lauscht dem Tode, der hinter ihm auf der Geige fiedelt. Auch von Anselm Feuerbach ist ein Selbstporträt, in schönen blauen Farben gehalten, erworben. Hans von Marsée, von dem bisher in der Nationalgalerie noch kein Werk vorhanden war, ist jetzt durch eine interessante kleine Studie vertreten, einen Ritter

Georg, der den Drachen tödtet; der Hintergrund ist eine Abendlandschaft, die in seinen weichen Tönen gehalten ist. Von Wilhelm Leibl ein kräftiges Bild eines Jägers in freier Landschaft, von Hans Thoma eine seiner Schwarzwald-Landschaften (von 1872). Unter den jüngeren der heutigen deutschen Maler sind zwei der besten Münchener, Ludwig Dill mit einer Landschaft aus der Dachauer Gegend und Hugo von Habermann mit einem guten älteren Bilde, das ihn freilich noch nicht auf der Höhe der späteren Arbeiten zeigt, und von den Berlinern Franz Starbina mit einem schönen „Abend im Dorfe“ (von der letzten Berliner Ausstellung) vertreten. Von den übrigen Neu-Erwerbungen verdient vor allem eine Rademalerei eines unbekanntem japanischen Künstlers Beachtung, eine Gebirgs-Landschaft, die Stromschnellen des Katsugawara bei Kioto“. Es ist erstaunlich, wie hier der Japaner mit der Nadel wie mit einem Pinsel zu arbeiten verstanden hat, sorgsam und getreu in den Einzelheiten und doch mit einer kraftvollen Wirkung im Großen; die Berge, die Abhänge, das in Schnellen herabstürzende und das ruhig fließende Wasser sind voll des Lebens und lassen in nichts die überaus mühselige Nadelarbeit merken, in der das Bild, wie man aus der Nähe sieht, entstanden ist. —

**Technisches.**

io. Ein außerordentlicher Bronzeuß ist nach dem „Bulletin Technique“ kürzlich in New-York vorgenommen worden. Es soll sich um das größte Bronze-Standbild handeln, das jemals durch einen einzigen Guß hergestellt wurde. Sonst ist es bekanntlich der Brauch, daß Standbilder von außergewöhnlicher Größe in einzelnen Theilen gegossen werden, oft in 10 bis zu 20 Stücken, die dann erst am Platz zusammengesetzt und sorgfältig miteinander verlöthet werden. Eine der größten Gießereien in New-York wollte einmal einen Versuch mit der Herstellung eines Niesen-Standbildes aus einem einzigen Guß machen. Das Kolossalbild stellt den Gott Pan vor auf der Hirtenflöte blasend und sollte in dem Zentralpark der Stadt aufgestellt werden. Es wurde zunächst ein Thommodell hergestellt, worauf nach dem Vorbilde die Form hergerichtet wurde, der der amerikanische Bildhauer Gray-Bernard die feineren Details verlieh, dann wurden mit einem einzigen Guß 4200 Kilogramm Bronze in die Form gegossen. Die Statue soll vollkommen gelingen sein und bei einer Höhe von fünf Metern nicht einen einzigen Fehler aufweisen. —

**Humoristisches.**

- **Bach'sch-Sehnsucht.** ... Und mein höchster Wunsch ist: Einen großen Weltchmerz möcht' ich haben und Pralines dazu essen! —
- **Beim Klavierunterricht.** ... Ich bin mit Ihnen nicht zufrieden, Fräulein Sophie, es geht nicht recht vorwärts — Sie scheinen zu wenig zu üben!  
„O bitte, Herr Professor, uns wurden, seitdem ich Klavier spiele, schon acht Wohnungen gekündigt!“ —
- **Angenehme Eröffnung.** Amtmann: ... Geviß, für die Kreuzotter ist eine Prämie von drei Mark ausgesetzt... wo haben Sie die denn gefangen?“  
Bauer: „Im Wirmenwäldchen!“  
Amtmann: „Um, das darf ja bei fünf Mark Strafe nicht betreten werden... da haben Sie also noch zwei Mark zuzahlen!“ — („Flieg. Bl.“)

**Notizen.**

- Der Werbeausschuß für das Angenruber-Denkmal hat in den ersten zwei Wochen seiner Thätigkeit bereits einen namhaften Theilbetrag der veranschlagten Kosten, nämlich 14000 Gulden, zu stande gebracht. —
- Ferdinand Kau, einer der bekanntesten Journalisten in Paris, der Begründer und Leiter des „Journal“, ist gestorben. —
- Die Direktion des Münchener Gärtnerplatz-Theaters ist Stollberg definitiv übertragen worden. Brackl, dessen Kontrakt noch bis zum Jahre 1918 lief, erhält 100 000 M. Abstand. —
- Die Stadt Antwerpen hat einen Wettbewerb belgischer Künstler für den Entwurf einer Denkmünze zur Erinnerung an die bevorstehende Van Dyck-Feier ausgeschrieben. Als Preise sind 1000, 300 und 200 Francs ausgesetzt. —
- Der zwölfte internationale Orientalisten-Kongreß soll in den ersten Tagen des Oktober in Rom zusammentreten. —
- Ein internationaler Kongreß gegen Alkoholmißbrauch findet vom 4. bis 9. April in Paris statt. Hauptgegenstände der Verhandlungen werden sein: Die Aufgaben der Mittelschulen im Kampf gegen den Alkoholismus; die Alkoholfrage vom Standpunkt der Volksschule; die Aufgaben der akademischen Jugend im Kampfe gegen den Alkoholismus; Schüler- und Jugend-Abstinenzvereine; der Alkoholismus in seinen Beziehungen zur Arbeiterfrage; Schutz der eingeborenen Rassen vor dem Alkoholismus; Bekämpfung des Alkoholismus im Heer und in der Marine. —